



**Breschnew, Genossen bei der Revolutionsfeier auf dem Roten Platz\*:** „Er wollte die Welt, aber er wollte keinen Krieg“

## Sowjet-Union – von Breschnew zu Andropow

18 Jahre lang hatte Leonid Breschnew die Kommunistische Partei der Sowjet-Union geführt. Er hatte das starre, ineffektive Wirtschaftssystem mit Hilfe des Westens behutsam reformieren wollen – und war dabei

gescheitert. Nachfolger Andropow, langjähriger Geheimpolizeichef und Vertreter der Breschnew-Linie, steht nun vor der Aufgabe, das marode Reich auf den richtigen Weg zu steuern – Reform oder Repression?

Das Sowjetvolk sah ihn zum letzten Mal am vorletzten Sonntag bei der Revolutionsparade auf dem Roten Platz. Zwei Stunden mußte der sterbenskranke Greis im scharfen Wind bei null Grad auf dem Lenin-Mausoleum nahe jener Stelle stehen, wo er nun für immer ruht.

Mit starren Handbewegungen winkte er den Moskauer Demonstranten zu, deren breite Marschsäulen erstmals durch quergestellte Postenketten zerteilt und beobachtet wurden, um Zwischenfälle zu verhindern. Mit Gesten des Unverständnisses und sichtlich noch müder als üblich ließ der Gehuldigte die Jubelkinder vor sich treten.

Seine letzten öffentlichen Worte am selben Abend im Kreml-Palast: Er wünschte Glück jeder Sowjetfamilie, Frieden auf Erden und „Gesundheit allen Anwesenden in diesem Saal“.

Bis ans Ende seines langen Sterbens begleiteten ihn die Bürden der Sowjetmacht. Die schlimme Nachricht vom Tod Hunderter Rotarmisten im Salang-Tunnel in Afghanistan muß er noch empfangen haben. Eine gute Nachricht hörte er nicht mehr: Das amerikanische Landwirtschaftsministerium schätzte die so-

wjetische Getreideern-  
te 1982 zwanzig Millionen  
Tonnen höher ein  
als nach ersten Kata-  
strophenmeldungen  
erwartet.

Ein unerwarteter Triumph der Sowjetmacht hingegen ereignete sich zu seiner Todesstunde: Polens Proletariat versagte sich dem Streikaufruf aus dem Untergrund und blieb am Mittwochmorgen arbeitsam in den Fabriken, so daß die Führung es sich leisten konnte, die Entlassung des internierten Arbeiterführers Walesa anzukündigen.

Um 8.30 Uhr jenes zehnten November 1982 starb im Schlaf an „plötzlichem Herzstillstand“ Leonid Iljitsch Breschnew, 75, Generalsekretär des ZK der KPdSU, Staatsoberhaupt der UdSSR, Marschall der



**Breschnew-Nachfolger Andropow**  
„Selbstloser Kommunist“

\* Am 7. November 1982, seinem letzten öffentlichen Auftritt, mit Tschernenko, Tichonow, Andropow.

Sowjet-Union, der Mann, der Rußland zur Weltmacht führte – ebenbürtig den USA, dank einer Armee, die ein Stimulans für das unsichere Selbstbewußtsein seines Volkes, aber eine schwere Last für dessen täglich Brot wurde und Schrecken aller Anrainer von den Arbeitern in Warschau bis zu den Moslems in Kabul.

Automatisch gingen im ganzen sowjetischen Machtbereich die Fahnen vor den Dienstgebäuden auf halbmast, äußerten die Funktionäre in der byzantinischen Unterwürfigkeit des kommunistischen Protokolls ihren unendlichen Schmerz. „Revolutionären Optimismus“ habe der Dahingegangene zu Lebzeiten verbreitet, hieß es in der DDR, in die Breschnew viermal gereist war, und optimistisch hatte er neben den überwiegend griesgrämigen Genossen immer gewirkt.

Im Westen stieg der Dollarkurs auf den höchsten Stand seit 1976, führende Regierungschefs rühmten die historische Bedeutung Breschnews – keiner hatte ihn persönlich kennengelernt, nicht US-Präsident Reagan, nicht Frankreichs Mitterrand und auch nicht Englands Margaret Thatcher. Der Verstorbene stammte noch aus der Zeit von Johnson, Erhard und de Gaulle: 18 Jahre war er an der Macht.

„Er wollte die Welt, aber er wollte keinen Krieg“, lobte ihn Ex-Präsident Nixon. Nixons Ex-Außenminister Kissinger fand ihn „sehr machtbewußt“.

Symbolträchtig war am Mittwochabend ein Galakonzert der Sowjetpolizei im Moskauer Fernsehen abgesagt und durch Beethoven ersetzt worden: 26 Stunden lang hielten die Medien der Sowjet-Union die Todesmeldung zurück, derweil die Führungsspitze in einem Gästehaus auf den Lenin-Bergen beriet und die Moskauer Innenstadt abgesperrt wurde wie immer bei einem Tod des Parteichefs – als ob Putsch oder gar Revolution zu befürchten wären.

Und etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes geschah dann auch: Nur 48 Stunden nach Breschnews Tod, der alte Generalsekretär war gerade erst in der Säulenhalle des Moskauer Gewerkschaftshauses am Karl-Marx-Prospekt aufgebahrt, die Beerdigung erst auf drei Tage später angesetzt, da stand schon der neue Generalsekretär fest: Jurij Wladimirowitsch Andropow, 68, fast 15 Jahre lang Chef des Geheimdienstes KGB, gerade im Mai 1982 von diesem Amt entbunden und zum ZK-Sekretär aufgestiegen.

Was aber in früheren Zeiten die Welt das Gruseln gelehrt hätte – daß ein Geheimdienstler, Nachfolger so blutiger Figuren wie Jeschow und Berija – mächtigster Mann im Sowjetreich wurde, wirkte wie eine Erleichterung: Andropow ist kein Gulag-Polizist, sondern nach sowjetischen Maßstäben ein Reformier, der für etwas zu bürgen scheint, was bei Machtwechseln in Weststaaten nicht immer gesichert ist: Kontinuität.

So konnte denn das schwer bewegliche, nach unwandelbaren Grundsätzen

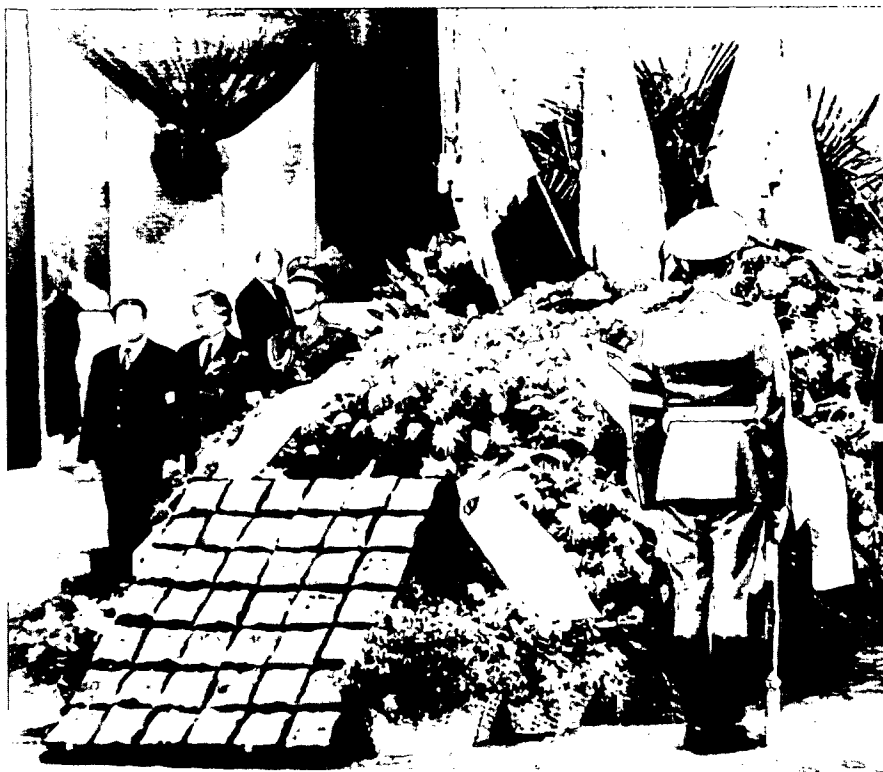
und geheiligtem rituellen Formelzwang regierte Sowjetreich beim Tode Breschnews seinen schwersten institutionellen Mangel überwunden haben: die ewig ungelöste Nachfolgefrage.

„Der König ist tot, es lebe der König“, diese monarchistische Erb-Automatik hatten Lenins Erben nie aufkommen lassen – zu kompliziert sind Machtgerangel und Ausleseprozeß an der Spitze dieser gewaltigen Diktatur, die nichts weniger als monolithisch ist.

Alles ist geregelt in der UdSSR – wieviel Schrauben gedreht werden und wieviel Studenten diplomiert werden, was das Grammophon zur Trauung beim Standesbeamten spielt und wieviel Promille über 99 Prozent der Wähler dem

kraft Satzung immerhin, vom Zentralkomitee bestätigt werden. Bis dahin kämpft jeder Anwärter gegen jeden Konkurrenten in der Führungsspitze um den Posten Nummer 1.

Bis ein neuer erster Mann über alle Vollmachten verfügte, das hatte bisher im Sowjet-Land jedesmal fünf Jahre gedauert. Von Lenins erstem Schlaganfall Ende 1922 bis zum Parteiausschluß aller prominenten Stalin-Feinde 1927, von Stalins Tod 1953 bis zur Übernahme auch des Ministerpräsidenten-Amtes durch Parteichef Chruschtschow 1958, von Chruschtschows Sturz 1964 bis 1969, als seine Machtfülle Breschnew die mit seinem Namen verbundene Entspannungspolitik erlaubte.



**Breschnew-Aufbahrung\*:** „Nur von diesem Weg nicht abweichen“

Abgeordneten aus Omsk ihre Stimme geben.

All das ist irgendwo – in Plänen oder Dekreten, einer Dienstanweisung oder einem geheimen Rundschreiben – schwarz auf weiß festgehalten und wohl geordnet. Nur eins ist nicht geregelt: die Nachfolge eines Parteichefs – des Generalsekretärs der 17 Millionen Kommunisten, die das Schicksal von 270 Millionen Sowjetbürgern bestimmen.

Kein Parteistatut, keine Verfassung und auch keine interne Verfahrensordnung sieht vor, wer aufrückt, wenn das oberste Amt in der Staatspartei der UdSSR vakant wird.

Kraft Gewohnheitsrecht muß er aus den Reihen des Politbüros kommen und,

\* Vorn: Ordenskissen.

Wer zum Vorsitzenden des Beisetzungs Komitees für den teuren Verstorbenen ernannt wird, soviel wußte man, hatte einen wichtigen Platzvorteil gewonnen – Stalin war es beim Lenin-Begräbnis, ihm gelang es, seinen Gegenspieler Trotzki sogar von den Trauerfeierlichkeiten ganz fernzuhalten, was jener im Machtkampf um die Nachfolge nie mehr aufholen konnte. Dem Trauerkomitee für Stalin saß Chruschtschow vor.

So war offenbar die Entscheidung schon gefallen, als am Donnerstag der ZK-Sekretär Andropow Vorsitzender des Beisetzungs Komitees für Breschnew wurde. Aber außer den Eingeweihten wußte niemand, daß die 309 Mitglieder des ZK, erst für diesen Montag routinemäßig einberufen, auf die Todesnach-

# „Der fähigste Bursche, den die haben“

Jurij Wladimirowitsch Andropow, der neue Herr im Kreml

Er zieht Whisky und französischen Cognak dem Wodka aus dem Wasserglas vor, mit dem Seinesgleichen einander zuzuprosten pflegen. Seine randlosen Brillen wirken wie seine gutsitzenden Anzüge mehr als nur eine Spur eleganter gegenüber dem Erscheinungsbild der übrigen Spitzengenossen aus der ersten Reihe des Regimes.

Hochgewachsen und von sportlicher Figur – er spielt Tennis, was auch nicht üblich ist in seinen Kreisen –, liest er, so berichten Eingeweihte, klassische wie zeitgenössische Literatur, auch aus dem Ausland, und läßt sich regelmäßig das Wichtigste aus der Weltpresse vorlegen.

Dazu spricht er, fast unerhört für einen Apparatschik der Kreml-Elite, die auf ihre Proletarier-Tugenden hält, Englisch und wohl auch ein wenig Deutsch. Reden kann er auch noch, in gepflegtem, ohne ansonsten durchaus kastenübliche Versprecher oder Stockungen vorgetragenem Russisch. Ein Intellektueller unter Funktionären und ein weltläufiger Liberaler noch dazu?

Davon scheinen Russen wie Ausländer weithin überzeugt, ungeachtet der Tatsache, daß der neue Chef, der fast überfallartig die Herrschaft im Kreml übernommen hat, Jurij Wladimirowitsch Andropow, 68, die produktivsten Jahre seines Lebens und noch dazu länger als jeder andere vor ihm Herr über die gewiß nicht zu Unrecht berüchtigte Geheimpolizei KGB war, 15 Jahre lang. Ein guter Mensch aus der Lubjanka, der traditionellen Schreckenskammer des Regimes, das ist wahrhaftig etwas Neues aus der Sowjet-Metropole.

Was immer daran sein mag, gewiß spricht es für das Geschick jenes Mannes, der als KGB-Gewaltiger auch Verantwortlicher für die Verwaltung D (für „Desinformazija“) war – so wie der in der sowjetischen Geschichte beispiellos blitzartige Griff zur Macht für die Effektivität des neuen Mannes spricht. Beides durchaus Eigenschaften, die das bleiern erstarrte Sowjetsystem bitter nötig hätte.

So hat wohl auch seine Berechtigung, was Kissinger-Mitarbeiter Sonnenfeldt schon vor Monaten zu Andropow einfiel – daß der „in mancher Hinsicht der fähigste Bursche ist, den die haben“.

Sicher ist wohl, daß Andropow kein überzeugter Revolutionskommunist mehr ist, eher ein Technokrat der Macht, mit einem angesichts der Realitäten des Sozialismus sowjetischer Art durchaus angebrachten Zynismus.

Der spricht nicht nur aus seinen stets etwas skeptisch-überlegenen Zügen, sondern artikuliert sich auch zuweilen

durchaus sarkastisch. Bei einem Künstlerempfang im Kreml biederte sich ein regimegenehmer Maler bei dem KGB-Chef an, der 1974 eine illegale Freiluft-Ausstellung moderner Maler mit Bulldozern hatte niederwalzen lassen: Wie es denn möglich sei, daß nonkonformistische Schmierer ihre Werke teuer an Ausländer verkaufen dürften, während die treuen Jünger des sozialistischen Realismus oft darben müßten. Andropow antwortete, ohne eine Miene zu

das Riesenreich im Inneren stabil, trotz Unruhen und Aufständen an der Peripherie wie in der Tschechoslowakei, in Polen, Afghanistan, trotz unerhörter Herausforderungen wie die Menschenrechtsartikel von Helsinki oder die Olympischen Spiele mit dem Einfall von vielen Zehntausenden Ausländern in die Zitadelle des Weltkommunismus.

Daß er dabei ohne Henker auskam, rühmen selbst Dissidenten, deren Szene Andropow gleichwohl erfolgreich aus-



**Sowjetführer\*:** Guter Mensch aus der Lubjanka?

verziehen: „Dafür wird Ihnen die Liebe des Mutterlandes zuteil.“

Unbestritten ist ferner, daß der höchste Polizist des Landes in seinen 15 Lubjanka-Jahren die Meisterleistung vollbrachte, das KGB vom stalinschen Blutgeruch zu befreien, und das ohne die Wirksamkeit dieser wichtigsten Organisation im Sowjetreich zu beeinträchtigen, im Gegenteil. Nicht nur wurden Geheimpolizei wie Geheimdienst unter seiner Führung personell verstärkt und ihre Budgets ständig erhöht – für jeden Moskauer im letzten Jahr durch einen imposanten Neubau im Herzen der Hauptstadt weithin sichtbar.

Auch ohne Erschießungen und Massenverhaftungen hielt Andropows KGB

\* Vorn: Tichonow, Breschnew; Mitte: Felsche, Solomenzew; hinten: Andropow; bei einer Sitzung des Obersten Sowjet.

räumte, mit Verbannung und Arbeitslager, Einweisung in Irrenhäuser und Zwangsverbringung ins Ausland.

Wollte es gar nicht anders gehen, griff freilich auch Andropows Truppe zu bewährten Methoden der Vergangenheit zurück. Sein Statthalter in der Ukraine ließ unbelehrbare Gegner des Systems verunglücken oder Selbstmord begehen und räumte derart restlos mit jeglicher Opposition in seiner Republik auf.

Und Andropow muß es nicht nur gewußt, sondern wohl auch gutgeheißen haben – wählte er doch genau diesen tüchtigen Genossen aus Kiew, den Generalobersten Witalij Fedortschuk, 64, zu seinem Nachfolger in der Lubjanka, nur zwei Tage nachdem er selber die entscheidenden Stufen auf der Treppe zur Nachfolge des abgeschliffenen Leonid Breschnew erklommen hatte.

Am 24. Mai dieses Jahres, nachdem der Breschnew-Clan durch seltsame Todesfälle (Schwager und KGB-General Torgun) und durch gezielte Gerüchte verbreitete Korruptionsskandale (im Mittelpunkt: Breschnew-Tochter Galina) erschüttert, der Führer selbst wochenlang abwesend und sogar schon totgesagt war, wurde Jurij Andropow ins ZK-Sekretariat gewählt als einer von neun in dieser Schaltzentrale der Macht.

Mit der Berufung des Polizisten Fedortschuk, der selbst nicht mal dem ZK angehört, behielt Andropow die politische Kontrolle über seine Hausmacht KGB mit ihren Millionen Dossiers.

Von diesem Tag an war er mehr als jeder Mitbewerber um die Macht: Mitglied des ZK-Sekretariats wie des Politbüros, darüber hinaus aber auch noch Angehöriger des Verteidigungsrates der UdSSR, der die oberste Kontrolle über die Armee ausübt.

Sogleich schwärmten auch Informanten aus, die Korrespondenten davon unterrichteten, wer nun die Nummer zwei in der Hierarchie sei. In westlichen Hauptstädten, auch in Bonn, nannten offiziöse Sowjets mehr als beiläufig Andropows Namen, stets mit der vertraulichen Information, daß der Mann ein Reform- und Entspannungsfreund sei.

Nun mag es in der Tat mehr als ein zynischer Moskauer Scherz sein, daß die wahren Dissidenten der Sowjetgesellschaft im KGB säßen, weil sie allein aufgrund ihrer geballten Informationen aus dem In- und Ausland genau wußten, wie schlimm es wirklich um das Imperium stehe. Die Erfahrung lehrt freilich, daß Geheimdienst und Geheimpolizei – und das KGB ist beides – gemeinhin nirgendwo Freiheiten und Reformen einfallen, wenn es schlimm steht um den Staat, eher Disziplin und Repression.

Dennoch beharren osteuropäische Parteifunktionäre, etwa wie in Ungarn, darauf, daß der Ex-Geheimdienstchef Andropow zumindest für sowjetische Verhältnisse eher ein Reform- sei. Dies, obwohl er 1956 als Botschafter in Budapest führend an der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstandes beteiligt war und sowohl den militärischen Führer des Aufstands, General Maleter, wie den Ministerpräsidenten Nagy, die beide später hingerichtet wurden, in die Falle lockte.

Immerhin hätte Andropow ihnen, so führende ungarische KP-Funktionäre erst vor wenigen Wochen zum SPIEGEL, dafür János Kádár beschert, der seither vom verachteten Kollaborateur zum geachteten Reform- des ganzen Blocks wurde.

Westliche Kreml-Beobachter werten als Indiz für ihre Beurteilung Andropows als Realisten und damit Reformwilligen, daß er während seiner Zeit als Leiter der ZK-Abteilung für das Sozialistische Aus-

land einen Brain-Trust von Experten anheuerte, dem auch Georgij Arbatow angehörte, später Breschnews führender Amerika-Fachmann, der die Entspannungs-Politik der frühen 70er Jahre mit entwarf – bemerkenswert für einen Mann von Andropows Karriere, von der amtlich noch weniger bekannt ist, als über die anderer Kreml-Größen.

Der Sohn eines Eisenbahners aus einem nordkaukasischen Kosakendorf war in jungen Jahren Wolga-Matrose und Kino-Vorführer, absolvierte eine Fachschule für Wassertransport. Als den Finnen nach dem Winterkrieg von 1939/40 ihr Karelien abgenommen wurde, kam Andropow als Komsomol-Sekretär dorthin – und blieb auch während der finnischen Besetzung im Zweiten Weltkrieg dort, wobei seine Biographie diese Jahre nicht erwähnt. Der ungediente Andropow kann sich als Partisan nicht sonderlich hervorgetan haben.

Nach dem Krieg wurde er Parteisekretär in der karelinischen Hauptstadt Petrosawodsk. Dort lernte er seinen Förderer, den Exil-Finnen Otto Kuusinen kennen, der ins Moskauer Politbüro aufstieg und seinen Schützling nachholte.

Andropow wurde bald Diplomat, zuerst in der 4. Europa-Abteilung des Außenministeriums (zuständig für Polen und die CSR), dann in Budapest. Die erfolgreiche Pazifizierung der rebellischen Magyaren belohnte die Führung, indem sie Andropow die ZK-Abteilung für die Bruderstaaten anvertraute. Ostblock-Kontrolleur Andropow agitierte gegen Jugoslawien und Albanien und war auch an den Scheidungs-Gesprächen mit Peking beteiligt.

Er muß Erfolg gehabt haben, denn 1961 wurde er, unter Überspringung der üblichen ZK-Kandidatur, Vollmitglied des Zentralkomitees, 1962 bereits ZK-Sekretär. Und 1967 vermittelte ihm Leonid Breschnew einen Spitzenjob: Andropow stieg zum Chef des Komitees für Staatssicherheit (KGB) auf.

Bei solch einer Karriere kann ein Mann in der Tat eine ganze Menge Erfahrungen und Herrschaftswissen sammeln. Zweifellos weiß Andropow genau Bescheid über Schwächen des Reiches und Schwachstellen des Imperiums – er hat das ganze Lager mehrmals bereist, Vietnam, Korea, China und die Mongolei eingeschlossen.

Im Westen war er selber, soweit bekannt, nie. Sohn Igor aber, der beim Institut für USA/Kanada beschäftigt ist, kennt Amerika: Er recherchierte dort für eine Doktorarbeit über die amerikanische Arbeiterbewegung.

Ein Gebiet freilich fehlt völlig in Ausbildung und Karriere des neuen Führers der UdSSR, das, auf dem die gefährlichsten Schwächen der Sowjet-Union gerade jetzt einem ausweglosen Höhepunkt zustreben: die Wirtschaft.



**Breschnew-Vertrauter Tschernenko**  
Andropow vorgeschlagen

richt hin schon früher bestellt worden waren.

Der Breschnew-Favorit ZK-Sekretär Tschernenko, den Kremlastrologen neben Andropow und dem Verteidigungsminister Ustinow als wahrscheinlichsten Nachfolger ausgeguckt hatten, schlug dem Plenum den Genossen Andropow vor – das sah nach einem sorgfältig verabredeten Arrangement aus.

Denn unter den Gründen für die Wahl des Konkurrenten Andropow nannte Tschernenko nicht nur, wie üblich, daß der Kandidat „als selbstloser Kommunist“ bekannt sei, sondern auch, daß er Breschnews Führungsstil, Breschnews Sorge um die Interessen des Volkes und Breschnews Einstellung zu den Kadern gut fortführen könne.

Und ganz wie der späte Breschnew, offenkundig schwerstens irritiert durch die weltpolitische Aggressivität Ronald Reagans, sagte der Neue dem ZK unmittelbar nach seiner Wahl: „Wir wissen genau, daß die Imperialisten Friedensangebote niemals annehmen.“ Aber er bekräftigte doch auch, „die leninistische Innen- und Außenpolitik L. J. Breschnews fortzusetzen“ – ein Mann der Breschnew-Linie, bislang jedenfalls (siehe Seite 140).

Die Moskauer Bürger befahl bei der Nachricht vom Tod des alten Chefs und der so schnell darauf vollzogenen Wahl des Neuen keine Bestürzung, auch kein Aufatmen war zu spüren wie bei Stalins Tod 1953; niemand weinte, niemand jubelte, sie zeigten Gelassenheit, für Russen, die so gern ihre Gefühle äußern, schiere Lethargie. Denn populär war Breschnew nie gewesen, kein noch so übertriebener Personenkult konnte Begeisterung für ihn wecken. Seine Hinfälligkeit in den letzten Jahren war fast symbolhaft für den Zustand des Reiches, die Apathie des Volkes.

In der letzten Zeit lief der Witz um, daß Breschnew, nachts durch Hämmern

an der Kremlltür geweckt, zum Tor getappt sei. Er habe dann seine Brille aufgesetzt, einen Zettel aus der Tasche seines Bademantels gezogen und vorgelesen: „Wer ist da?“

Politisch mangels jedweder Möglichkeit einer Mitgestaltung längst uninteressiert, beinahe gleichgültig, stellten Hauptstädter jetzt die Frage, die viel brennender offenbar die Außenwelt bewegt: was ihnen nun widerfahre.

Was wird aus Rußland auf seinem riskanten Weg, der dem Marschall Breschnew schon zu Lebzeiten Denkmäler bescherte, zwischen Stalinismus und Fortschritt zu einem modernen Gemeinwesen? Was wird kommen – Reform oder Terror, Frieden oder Krieg?

Trotz aller Siege, die zugleich auch Niederlagen des Kommunismus waren, trotz Prag, Kabul und Danzig, Solschenizyn und Sacharow, Rüstungsstolz und Wirtschaftselend war die Ära Breschnew für die Sowjetbürger wie für den Westen eine Periode der Stabilität, des Behaltens auf dem erreichten Status quo – eine Zeit der Ruhe. „Möge er lange leben“, wünschte Volkes Stimme, „wer weiß, was nach ihm kommt.“

Das erste Jahrzehnt seiner Regentschaft, bis zum Gipfel von Helsinki 1975, war sogar die bisher glücklichste Dekade in der Sowjetgeschichte: Der Frieden blieb erhalten, auch wenn sich das System etwa gegenüber dem Prager Frühling nur hielt, indem es zu einer imperialistischen Doktrin Zuflucht nahm, die den Namen Breschnews trägt, und das vorgebliche Vaterland der Werktätigen in den Augen seiner Freunde auf Zeit so schwer diskreditierte wie seit Stalin nicht.

Jahr für Jahr war es den Sowjetbürgern zunächst ein bißchen besser gegangen – obschon die einem Industriestaat hohnsprechende Jammerwirtschaft erhalten blieb, die dem Verbraucher mal zu wenig Hosenknöpfe, mal zu wenig Kartoffeln zumutet.

Mit Soldaten und Raketen machte der Metallarbeitersohn Breschnew aus Kamenskoje (Dneproderschinsk), der die besten Jahre seines Lebens als Kriegskommissar der Roten Armee focht und dann als Apparatschik aufstieg, Rußland zur Supermacht.

Das erforderte selbstbewußtes Auftreten im Herzen Europas wie in der Dritten Welt, Präsenz im Weltraum wie auf den sieben Meeren, aber allzu große Risiken wurden dabei stets vermieden: An den Schalthebeln der gewaltigen Militärmacht saßen relativ weise alte Männer, denen Abenteuer à la Kuba 1962 fern lagen. Das Erreichte leichtfertig aufs Spiel zu setzen – dazu hatte es die Sowjetmacht für ihre Verhältnisse wirklich zu weit gebracht.

Sie wagte andererseits, was den Keim unabsehbarer Gefahren in sich barg: Kontakte zur Umwelt, eine Öffnung nach außen, die zuvor fast undenkbar erschienen war, und nahm lange Zeit

sogar Rücksicht auf die Sensibilität amerikanischer Senatoren wie deutscher Kanzler.

Die Grenzen wurden ein Stückchen geöffnet, Jeans und Coca hereingelassen, die Auslandssender kaum noch gestört, Computer und Damenschuhe eingelassen, Solschenizyn hinausgeflogen, aber, immerhin, nicht erschossen: So präsentierte sich eine Weltmacht ohne Konzept, nur auf Erhaltung der bestehenden Verhältnisse aus und zu halbherzigen Kompromissen getrieben, respektiert eigentlich nur dank ihrer bombastischen Rüstung.

Die glanzvolle Rolle, die Breschnew, ein mit dem Inferioritätskomplex seines Volkes behafteter Großrusse, beiseite auf dem Gipfel von Helsinki

wohl sogar, daß das westliche System dem eigenen überlegen war. So wollte er sich denn mit ihm verbünden, es mit Verstand nutzen.

Es war eine mutige Entscheidung, wenn auch zugleich eine Bankrotterklärung. Denn das Bündnis mit dem Westen, die vielerlei Anleihen am Kapitalismus waren nur um den Preis eigener innerer Dekomposition zu haben.

Beraten von einem intelligenten Braintrust, wirkte Breschnew, ein konservativer Machtpolitiker, zeitweilig sogar fast wie ein Reformier – wenn auch ein glückloser. Von seinem Kompagnon, Premier Kossygin, beeinflusst, wollte er die schlimmste Fessel der Produktivkräfte seines Landes, die zentrale Planung, lockern; doch die Planbürokraten wi-



**Generalmajor Breschnew 1945\*:** Spät an die Macht

spielte, war mit zivilisiertem Stillhalten in Berlin und Fernost erkaufte worden. So schien sich eine rüde Großmacht zeitweilig selbst zu bändigen.

Obschon ihn vor allem Militärs und Rüstungsmanager nach oben getragen hatten, schwenkte Breschnew nach der Prager Operation um und stieß selbst das Fenster zum Westen auf. Er begriff, daß Amerika sich nicht mehr einholen ließ, geschweige überholen; und er begriff

chen nicht von ihren Schreibtischen. Er wollte die Bauern von der lebenslangen Bindung an fremden Boden befreien, ihnen Land und Vieh zu Eigentum beschaffen. Statt dessen entvölkerten sich die Dörfer, die staatlichen Devisenschätze mußten zum Einkauf von US-Getreide erhalten.

Er versuchte, die Massenfertigung von Konsumgütern der Rüstungsproduktion vorzuziehen, doch das Zentralkomitee strich ihm den Programmpunkt. Er gab

\* Bei der Siegesparade in Moskau.



**Carter, Breschnew in Wien 1979\***  
Öffnung nach Westen

erlaubt hätten, scheint zumindest zweifelhaft.

Auch Breschnew selbst kam wohl zu spät an die Macht: als er ein anstrengendes Leben schon größtenteils hinter sich hatte. Gesundheitlich erschöpft, den landesüblichen Trinksitten kaum noch gewachsen, auf eine sich rasch wandelnde Welt nie vorbereitet, improvisierte er schließlich nur noch. Am Ende hielten die eigenen Berater den immer mehr Verfallenden vom verdienten Ruhestand fern, weil sie unter seinem Schutz ihre Posten bewahren und ihre – seine – Politik prolongieren konnten.

Die schier unlösbaren Probleme und Widersprüche Rußlands, der Weltmacht ohne neue Ideen und Stimulantien, konnte er nur noch mit markigen Worten herunterspielen. Und als Mann der Mitte suchte er nur halbe Lösungen.

So erhob er die Volksernährung zum wichtigsten Thema, widmete sich als gelernter Landvermesser selbst den Problemen der Landwirtschaft – und änderte

gänger Chruschtschow aufgelösten Zwangsarbeiterlager und, als Neuerung, die psychiatrischen Kliniken mit Oppositionellen.

Als sich mit dem Einzug von Hunderttausenden westlicher Touristen herum sprach, daß der verteuerte Kapitalismus seinem Proletariat einen vielfach höheren Reallohn und mehr soziale Rechte bietet als der bürokratische Staatsmonopolismus, flüchteten sich Breschnews Ideologen in eine absurde propagandistische Falschdarstellung der Außenwelt, was die Unglaubwürdigkeit des Regimes bei den eigenen Bürgern nur steigerte.

So mehrten sich die Widersprüche. Breschnew einigte sich mit den Amerikanern, weil er Koexistenz wollte, aber er forderte sie zugleich immer wieder heraus, weil es „ideologische Koexistenz“ denn doch nicht geben durfte. Er einigte sich mit den Westdeutschen, aber auf der Grundlage unterschiedlicher Interpretation gemeinsamer Vertragstexte. Er ließ 200 000 Juden ausreisen, dann die Grenzen wieder fast dichtmachen.

Er beschimpfte die Chinesen, ließ es aber nie auf einen Krieg ankommen und versuchte in seinen letzten Lebensmonaten sogar noch als letzten Ausweg vor dem Rüstungsdruck der mächtigen USA die Annäherung an Peking. Er duldete den außenpolitischen Alleingang der Rumänen, aber unter der Bedingung, daß sie immer streng stalinistisch blieben. Er duldete die innenpolitische Liberalisierung Ungarns, aber unter der Voraussetzung strikter außenpolitischer Moskautreue.

Stolz erklärte er 1970 nach einem Truppenmanöver: „Jetzt kann keine Frage von irgendwelcher Bedeutung in der Welt mehr ohne unsere Teilnahme, ohne Inrechnungstellung unserer wirtschaftlichen und

militärischen Macht gelöst werden.“ Doch viele Fragen wurden ohne ihn gelöst – vom Vietnam-Frieden bis zum Libanonkrieg.

Breschnews nüchterner Außenminister Gromyko hatte sogar weltmachttrunken verkündet, ohne Zustimmung der Sowjet-Union sei kein Problem „auf der gesamten Erdkugel“ lösbar. Und tatsächlich breitete sich der sowjetische Machtbereich, von Chruschtschow nur um Kuba vergrößert, unter Breschnew



**Schmidt, Breschnew in Bonn 1981: Hoffnung auf Abrüstung**

dem Land eigenhändig eine neue Verfassung, die ein Fortschritt gewesen wäre, hätte man sich daran gehalten.

Es kam alles, wie so oft zwischen Brest und Wladiwostok, zu spät und zu lau, und das Heer der Funktionäre aus der Stalin-Schule fand immer wieder ein Mittel, libertinische Sprößlinge niederzutreten. Ob die systemimmanenten Zwänge ein freieres Schalten überhaupt

\* Nach Unterzeichnung des Salt-II-Vertrages.

doch so wenig an den bauerlichen Eigentumsverhältnissen und dem Schlandrian im Kolchos, daß er am Ende seiner Regierungszeit seinem Land eine Versorgungskrise bescherte, die noch schwerer war als die gewohnten.

Er hoffte gewiß auf Abrüstung – aber er konzidierte der Militär-Lobby die waffenklirrendste Armee der Welt mit Außenposten in Amerika, Asien und Afrika. Er versprach Bürgerrechte, zugleich füllten sich wieder die von Vor-

# Breschnew: Vertrauensvolle Gegnerschaft

Von Willy Brandt

**W**ir sind einander seit dem Sommer 1970 nicht selten begegnet, wir haben viele Stunden miteinander geredet. Ich glaube, wir hätten im Interesse des Friedens mehr bewirken können. Die Konstellation war nicht so. Und er war gewiß nicht nur ein ältlicher Friedensengel (falls denn Engel altern könnten).

Nein, Breschnew war der Mann seiner Partei, seines Staates, und dessen internationaler Ambitionen. Man wußte, was er wollte. Und er wußte in aller Regel, mit wem er es zu tun hatte. Er hatte sich angewöhnt, Interessen abzuwägen und Fragen, die das Überleben von Völkern oder sogar der Menschheit betreffen, ernst zu nehmen.

Bei unserer Begegnung im Kreml im Sommer vorigen Jahres hat der Generalsekretär – der in der Zeit unserer Bekanntschaft auch Staatspräsident geworden war – sich so geäußert, daß ich ohne Übertreibung sagen konnte, er (auch er) zittere um den Frieden. Das stand nicht im Widerspruch zu seiner mir wohl bewußten machtpolitischen Rolle.

Es war und bleibt meine Überzeugung: Mit Breschnew wären in der ersten Hälfte der siebziger Jahre mit großer Wahrscheinlichkeit Vereinbarungen auszuhandeln gewesen, die sich zugunsten der Begrenzung des Rüstungswahnsinns ausgewirkt hätten. Ich habe Nixon ebenso wie Pompidou gesagt, daß ich eine solche Chance sähe. Es ist wenig daraus geworden. Doch was brächte es, anderen im nachhinein vorzuhalten, sie seien ihrem Auftrag nicht hinreichend gerecht geworden!

Seit ich Breschnew kannte, war es um seine Gesundheit nicht gut bestellt. Schon im August 1970, nach der Vertragsunterzeichnung, entzog er sich der Bürde des Abendessens und sagte vertraulich, daß er gerade einen Krankenhausaufenthalt hinter sich hätte. Aber es war doch ein gewaltiger Abstand zwischen dem Frühherbst vor elf Jahren, als er mich – übrigens ohne Erfolg – in Simferopol unter den Tisch trinken wollte, und dem vorigen Sommer oder Herbst, als er keinen Zweifel mehr daran aufkommen ließ, daß ihm nichts mehr schmeckte, weder Speise noch Trank.

Doch wach ist er bis zuletzt geblieben. Wenn er sich auch weitgehend, zum Schluß fast ganz, an die ihm vorbereiteten Texte mit großen Buchstaben hielt, so paßte er doch genau auf und merkte an, wenn auf seiner Seite des Tisches – zum Beispiel durch Gromyko – etwas vorgebracht wurde, was an ihm vorbeigegangen war.

Es mag im Kreml eine Gruppe gegeben haben, die sich zunehmend im Na-

men des kranken und schon zuvor überlasteten Chefs äußerte. Doch wußte er durchaus, was gespielt wurde. Die interessantesten Gespräche hatten wir, wenn, außer seinem Dolmetscher, sonst keiner zugegen war. So auch, als er mich das letztmal zum Flugplatz brachte: Fragen nach Frankreich, nach handelnden Personen im Westen, und die Bereitschaft, Antworten zu geben, die man in Moskau sonst nicht bekommen konnte.

Anders als Kossygin, mein unmittelbarer Vertragspartner von 1970, der eher

Ausland, mit denen er überhaupt oder auf ähnliche Weise zusammengetroffen war. Auf mich wirkte er etwas abwartend. Aber dies war offenbar der Zeitpunkt, zu dem Breschnew die Federführung für wichtige Fragen der Westpolitik selbst zu übernehmen entschlossen und vom Politbüro gewiß autorisiert war. Er und Kossygin wirkten auf mich zunächst wie „1a“ und „1b“ der Führungsspitze. Ein Jahr später war die überragende und konkurrenzlose Führungsposition des Generalsekretärs unübersehbar, auch unüberhörbar. Und ganz gewiß beherrschte er seinen neuen Stoff.

Auf mich wirkte er damals wie ein Mann, der ganz durch seine Stellung und Entwicklung im Kreis der Parteifunktionäre geformt worden war, ohne sich freilich als Typus des engen Parteisekretärs zu vermitteln. Seine Erscheinung bewies das Bemühen um ein gepflegtes Äußeres. Seine Statur entsprach nicht völlig den Maßen, die die offiziellen Photos mitzuteilen schienen: keineswegs eine „gewaltige Erscheinung“, sondern trotz der Massigkeit des Körpers fast zierlich wirkend, lebhaft in den Bewegungen und im Mienenspiel, vital, fast südländisch ausholend in den Gesten, wenn er sich im

Gespräch lockerte. Er kam ja aus dem ukrainischen Industriegebiet, in dem verschiedene nationale Einflüsse aufeinandertrafen. Mehr als anderes schien ihn der Zweite Weltkrieg geprägt zu haben. Darüber, daß es Hitler gelungen war, Stalin hereinzulegen, konnte er sich auf naiv anmutende Weise ereifern.

Uns in der Bundesrepublik Deutschland nahm er noch wichtiger, als es uns zukommt. Er hat mir gegenüber immer wieder betont – ob er es nun genauso meinte, wie er es sagte –, daß er nicht darauf abziele, uns von den Amerikanern zu trennen. Doch er ließ ebenso wenig einen Zweifel daran, daß die sowjetische Weltmacht fest entschlossen sei, nicht hinter den USA zurückzubleiben. Auch nicht auf den Weltmeeren. Auch nicht bei den Nuklearwaffen unterschiedlicher Zerstörungskraft.



**Brandt, Gastgeber Breschnew\***

„Uns nahm er wichtiger, als uns zukommt“

unterkühlt wirkte, konnte Breschnew impulsiv, sogar aufbrausend sein. Anflüge von Gefühlswallungen gaben sich wiederholt zu erkennen, ebenso, wenn man so will, eine „russische Seele“, die sich auch rascher Tränen nicht schämt. Er hatte Sinn für Humor. Ein nicht nur marginaler Teil der sechzehneinhalb Stunden, die wir seinerzeit in Oreanda am Schwarzen Meer miteinander verbrachten, galt dem persönlichen Gespräch, und es wurde dabei ziemlich viel gelacht. Auf der Rückfahrt bemühte er die Geschichte, zumal die seines eigenen Landes, und nicht nur die der letzten Jahrzehnte.

1970, als er mich in seinem Kreml-Büro empfing, gab es nur wenige Besucher aus dem nicht-kommunistischen

\* 1971 während einer Bootsfahrt vor der Krim.

Zwischendurch, fast unvermittelt: „Ich verstehe Sie, Willy Brandt, was die deutsche Frage angeht, aber wir beide können daran jetzt nichts ändern.“ Daß im Verhältnis zwischen den Teilen Europas nicht alles genauso bleiben muß, wie es geworden ist, schien ihm bewußt zu sein. Und er akzeptierte, daß wir unsere Chancen so zu nutzen gedachten, wie wir es bei der Entwicklung unserer Vertragspolitik offen erläutert haben. Und wie es hoffentlich wieder aufgegriffen wird und weiterwirken kann.

Ich glaube, er war ehrlich erschüttert, als Salt II in Washington nicht ratifiziert wurde. Wie er es sah: daß nicht gelten und zur Grundlage weiterer Bemühungen gemacht werden sollte, was er gemeinsam mit einem Präsidenten der Vereinigten Staaten unterzeichnet hatte. Vieles spricht dafür, daß dies auch den Streit um die nuklearen sogenannten Mittelstrecken-Raketen stärker belastet hat, als es gerade auch aus westlicher Sicht erstrebenswert sein mußte.

Als wir zu Beginn der siebziger Jahre über die Perspektiven europäischer Friedenspolitik sprachen, schwebte keinem von uns vor, daß wir es mit zwei voneinander getrennten, eher bürokratisch angelegten Vorgängen zu tun haben würden:

Einmal die Schlußakte von Helsinki mit ihren terminologischen Problemen und dem im ganzen wenig ermutigenden „KSZE-Prozeß“, zum anderen die sich schon bald ein Jahrzehnt hinziehenden Wiener MBFR-Verhandlungen über den gleichgewichtigen Abbau von Truppen und Rüstungen in Mitteleuropa. Breschnew war vor elf Jahren dafür, die beiden Bemühungen nicht voneinander zu trennen und sie von Anfang an politisch hoch anzusiedeln. Ich habe ähnlich gedacht, mich damit aber auf unserer Seite nicht durchsetzen können.

Nachdem die Dinge anders gelaufen sind, wäre es nun allerdings in hohem Maße schädlich, wenn die Wiener Verhandlungen weiterhin blockiert blieben und der Helsinki-Vorgang in Madrid zum Scheitern gebracht würde. Ich hielt es für dringend geboten, Breschnews Nachfolger an beiden Orten – wie natürlich erst recht in Genf – an die gemeinsame Verantwortung zu erinnern. Denn natürlich hatte Helmut Schmidt recht, als er der sowjetischen Führung wie den eigenen Verbündeten gegenüber vom objektiven Zwang zur Sicherheitspartnerschaft gesprochen hat.

Ideologisch und machtpolitisch war Leonid Iljitsch Breschnew ein Gegner von erheblichem Gewicht. Dies schloß nicht aus, mit ihm Interessen aufeinander abzustimmen und über gemeinsame Probleme unserer Völker und Staaten nicht nur taktisch und diplomatisch, sondern auch sachlich und vertrauensvoll miteinander zu reden. Bei ihm wußte man insoweit, woran man war.



DDR-Gast Breschnew, Gastgeber Honecker\*: „Revolutionärer Optimismus“

kräftig aus: Vietnam, Laos, Kambodscha, Angola, Mosambik, Äthiopien, Afghanistan folgten Moskauer Befehlen, und auf die Signale hörten Syrien, Libyen, Südjemen, Grenada, Nicaragua, Kongo und Madagaskar.

Aber es gingen auch Alliierte verloren – Ägypten, Somalia, Chile. Die Beziehungen zum Irak verdorrten. In Camp David lief die Politik an Moskau vorbei, im fernen Südatlantik tobte ein Krieg, den die Russen nur per Satellit beobachten konnten.

Mosambik, Angola, sogar Vietnam begannen zu erkennen, daß sowjetische Waffen allein noch nicht die Entwicklung des Landes garantierten. Unter Breschnew offenbarte sich der sogenannte reale Sozialismus endgültig als eine probate Einbahnstraße in ausweglose Mißwirtschaft.

Dem eigenen Volk, dem vor Breschnews Amtsantritt per Parteiprogramm (das noch immer gültig ist) für 1981 der Zustand des „Kommunismus“ versprochen worden war – ein Paradies mit der kürzesten Arbeitszeit und dem größten Überfluß auf der Welt –, bescherte die Breschnew-Ära am Ende die schlimmsten Versorgungsmängel seit dem Krieg. Versprochen wurde auch nichts mehr: Die Partei konnte den Bürgern nur noch „15 schwere Jahre“ prophezeien.

Wenn Breschnew trotzdem fast bis zuletzt ungebrochen verkündete, „wir haben alles, was wir brauchen, um das Leben noch besser zu machen“, witzelten die Russen, soviel brauchten sie gar nicht, sie wären's zufrieden, wenn es ihnen einmal nur gutginge.

Aber davon merkte der seit acht Jahren durch Herzleiden gezeichnete, weit-

gehend von den Realitäten des Reiches isolierte Breschnew wohl nichts mehr.

Am Ende seiner Regentschaft erwies sich die lange bewährte Methode, Problemlösungen einfach aufzuschieben, als Weg tiefer in die Krise – am Menetekel Polen, des Nachbarn und größten Bruderstaates der UdSSR: Die Wirtschaft brach zusammen, die Arbeiterschaft revoltierte, die Partei dankte ab, die Generale mußten retten. Das war jener „Bonapartismus“, den linientreue Kommunisten stets gefürchtet hatten.

Und in Afghanistan griff Breschnew, was er sich in Polen noch versagte, wieder zu seinem letzten Mittel, der brüderlichen Militär-Hilfe für eine abgewrackte Partei. Was immer ihn trieb, seine eigene Doktrin, daß auf ewig sozialistisch bleiben müsse, was einmal sozialistisch sei, die Furcht vor dem Bazillus eines revolutionären Islam an der Grenze der moslemischen Sowjetrepubliken, die Sorge vor einer US-Intervention im benachbarten Iran – Breschnew zerstörte damit fast alle seine zur anderen Supermacht geknüpften Bande, beschädigte Rußlands Ansehen in der moslemischen Welt, isolierte die UdSSR in der Uno und konnte schließlich das überfallene Land dennoch nicht befrieden.

Einen Tag vor Breschnews Tod gab der „Rote Stern“ erstmals zu, daß die Sowjetarmee am Hindukusch hohe Verluste hinnehmen müsse und die Moslem-Partisanen der Wirtschaft Afghanistans „schwere Schäden“ zufügten.

Auf dem letzten Parteitag hatte Breschnew die bedrohte Sicherheit der

\* Rechts: Staatsratsvorsitzender Willi Stoph.



**Raketenparade in Moskau:** „Wir haben alles ...

USA hätten unter dem Aufrüstungs-Präsidenten Reagan „eine politische, ideologische und ökonomische Offensive gegen den Sozialismus gestartet und die Intensität ihrer Kriegsvorbereitungen auf einen nie dagewesenen Stand gebracht“. Sie versuchten, wieder militärische Überlegenheit zu erringen.

Das hieß nichts anderes, als daß seine Entspannungspolitik, durch wessen Schuld auch immer, gescheitert war. Als Ausweg aus Rußlands Isolierung und Coup gegen Amerikas Absichten, die Sowjet-Union totzurüsten, bot er seinen Zuhörern den Todfeind der letzten zwei Jahrzehnte an: China.

Breschnew versprach seinen Militärs die modernsten Waffen, daß es ihnen „an nichts mangeln“ werde – und gestand dann „Engpässe“ in den Schlüsselindustrien Metall, Brennstoff und Transport ein.

Kaum verschlüsselt räumte Breschnew ein, daß am Ende seiner Laufbahn ein politischer Scherbenhaufen lag: Seine Konzeption der Entspannung (von der dann in dem Nachruf der Partei und des Staates auf Breschnew kaum noch die Rede war) hatte, weil auch von Moskau



... was wir brauchen“: **Käuferschlange vor Gemüseladen in Moskau**

Sowjet-Union als Eingreifgrund genannt – nämlich Abwehr eines angeblichen Unterfangens der USA, die Sowjet-Union „von Süden her zu bedrohen“ – mithin ein Präventivkrieg, den er ansonsten verdammt.

Zwei Wochen vor seinem Tod trat Breschnew noch einmal „auf Vorschlag“ des Verteidigungsministers Ustinov mit einem Bericht zur Lage der Nation vor die Spitzen der Sowjetwehrmacht; beim

letzten Mal, zehn Jahre zuvor, hatte er der Generalität den Sinn des Salt-I-Abkommens erläutern müssen.

Da saßen nun 500 Generäle, Admiräle und Kommissare – und Breschnew konnte sich vor ihnen sehen lassen: Unter ihm erhielten die Soldaten schließlich 14 Prozent des Bruttosozialprodukts, die USA kamen mit fünf Prozent aus.

Nun berichtete Breschnew seinen Uniformierten, die herrschenden Kreise der

selbst immer wieder gestört, im Ergebnis den Frieden nicht gesichert, die Amerikaner vom Versuch des Totrüstens der Sowjet-Union nicht abgehalten, die Sowjetindustrie nicht saniert – aber bei den Bürgern des sozialistischen Lagers die gefährliche Illusion geweckt, die Menschenrechte seien auch für Sowjetmenschen gültig.

Moskau kann heute kaum mehr von der stets bevorzugten Position der Stärke

aus agieren. Der politische und wirtschaftliche Preis für die Rolle einer Militärmacht hat sich als zu hoch erwiesen; für eine geistige Führungsrolle hat das Mutterland des Leninismus ohnehin ausgespielt: Die lebensfremde, allenfalls für Entwicklungsländer unterster Stufe taugliche Ideologie versagt im Sowjetland selbst, weil der Widerspruch zur Realität zu offensichtlich ist.

Die kommunistische Weltbewegung, auf die sich Moskau lange Jahre hatte stützen können, hat als einheitliche „Bewegung“ längst zu existieren aufgehört.

Bindemittel des Ostblocks sind heute vor allem die Rohstoffabhängigkeit von der Sowjet-Union (die ihre Erdöllieferungen für die Bruderstaaten ständig kürzen und verteuern muß, weil sie selbst dringend West-Devisen braucht) und die Absatzmöglichkeiten für Waren, die der Weltmarkt nicht aufnimmt. Die Blockbrüder sehen in den sowjetischen Verwandten in Wahrheit Eroberer.

Latente Feindschaft gegenüber dem russischen Staatsvolk hegen auch die nichtrussischen Nationalitäten des Vielvölkerstaates Sowjet-Union, bereits die Hälfte aller Einwohner.

Dabei hat Rußland durchaus mit hohen Investitionen zur Industrialisierung der nichtrussischen Sowjetrepubliken beigetragen, die – wie erst recht die formal selbständigen Bruderstaaten Osteuropas – oft einen höheren Lebensstandard genießen als das Kernland der UdSSR, die Russische Föderation.

Das Imperium, das letzte in der Welt, ist teuer, noch mehr kostet der Weltmachtanspruch: Diese Ambitionen bedingen eine der amerikanischen mindestens gleichwertige Rüstung (beim halben Sozialprodukt der USA), bringen kaum noch wirtschaftlichen Vorteil, aber erfordern Milliardensubventionen an Kuba und Vietnam, Äthiopien und Angola und nun auch noch an Polen. Insgesamt kosten alle Verbündeten und Abhängigen die Moskowiter schon 50 Milliarden Mark pro Jahr.

Die Waffenkonkurrenz zur anderen Supermacht frisst enorme Investitionen und komplizierte Technologien, über die Rußland oft nicht verfügt, wie Breschnew seinen Marschällen und Generälen freimütig schilderte. Die Wachstumsraten der Sowjetwirtschaft stagnieren bei einer Produktivität, die etwa halb so groß ist wie im Westen.

Die Grenzen des industriellen Wachstums lassen sich am Beispiel des Arbeitspotentials besonders klar erkennen: Der Sowjetwirtschaft fehlen inzwischen Arbeitskräfte. Reserven gibt es nur noch bei zwei Millionen arbeitslosen Sowjet-Asiaten, die zum Ortswechsel nicht bereit sind, so daß ihre Kraft sich nur durch wirtschaftlich oft unsinnigen Kapitalexport in das politisch unzuverlässige Usbekistan und Tadschikistan nutzen läßt.

Abermillionen sowjetischer Werktätiger müssen sich wegen der niedrigen Produktivität de facto mit Scheinarbeits-



**Sowjet-Panzer in Prag 1968: Macht der Doktrin**

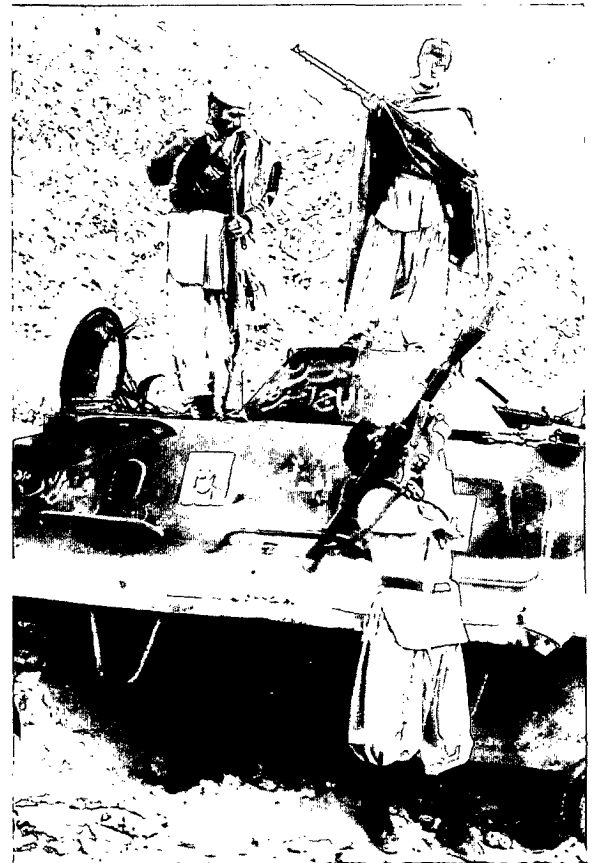
verhältnissen begnügen – deshalb die extrem niedrigen Löhne im Sowjetland, das unter Chruschtschow die USA wirtschaftlich und unter Breschnew noch militärisch hatte überholen wollen.

Das Durchschnittseinkommen eines Werktätigen im Monat reicht derzeit, im Winter, auf dem freien Kolchosmarkt für fünf Hühner, fünf Kilo Tomaten und fünf Kilo Gurken – wenn es sie gibt.

In Provinzstädten wie Petrosawodsk und Tscherepowez wurden Lebensmittelkarten ausgegeben (ein Pfund Wurst und 200 Gramm Fleisch je Person im Monat). In Georgien erklärte Parteichef Schewardnadse, daß die „Rationierung tierischer Produkte für die Stadtbevölkerung eingeführt“ werde.

Den Widersinn des ganzen Wirtschaftssystems, das zusätzlich mit den Plagen Korruption, Alkoholismus und Bummel geschlagen ist, skizziert der Volksmund durchaus wirklichkeitsnah mit den „sechs Paradoxen des Sowjetlebens“:

- ▷ Es gibt keine Arbeitslosigkeit, aber niemand arbeitet.
- ▷ Niemand arbeitet, aber die Produktivität steigt.
- ▷ Die Produktivität steigt, aber in den Geschäften gibt es nichts.
- ▷ In den Geschäften gibt es nichts, aber zu Hause ist alles vorhanden.



**Erbeuteter Sowjet-Panzer in Afghanistan 1980**  
Angst vor Ansteckung

▷ Zu Hause ist alles vorhanden, aber niemand ist zufrieden.

▷ Niemand ist zufrieden, aber jeder stimmt bei den Wahlen mit Ja.

Die Zwangslage spitzt sich dramatisch zu. Die laut US-Landwirtschaftsministerium höhere Getreideernte von 1982, die letzte frohe Botschaft für Breschnew, liegt noch immer 66 Millionen Tonnen unter dem Plan, es ist die vierte Mißer-



**Sowjetbürger bei der Feier der Oktoberrevolution in Moskau 1982: „Möge er lange leben“**

te hintereinander, nachdem die von 1981 so katastrophal war, daß ihr Ergebnis bis heute Staatsgeheimnis ist.

Rußland kann sich einem tiefgehenden Wandel an Haupt und Gliedern nicht mehr entziehen – aber es kann ihn auch nicht konsequent vollziehen, ohne daß das System in höchste Bedrängnis gerät, wie das Beispiel Polen zeigt.

Breschnews Nachfolger haben nur die Wahl zwischen zwei längst erkannten Optionen, hinter denen jeweils starke Kräfte der Sowjetgesellschaft stehen – Breschnew konnte sich zwischen beiden wegen massiver Widerstände und auch Sachzwänge nicht entscheiden, er hatte die eine gewollt und nicht durchgesetzt, um wenigstens die andere Lösung zu verhindern.

Also blieb er bei jenem Weiterwursteln, für dessen Fortsetzung schließlich die Vision des Dissidenten Amalrik steht, Rußland werde sich dereinst aus der Geschichte stellen, wenn auf dem Roten Platz die Ziegen weiden.

Ein Ausweg, von der jungen Generation erträumt, heißt Reform: Leistungsanreiz durch mehr Kaufkraft für die Arbeiter, Entscheidungsfreiheit für die Direktoren, Ermunterung privater Initiativen der Bauern und Gewerbetreibenden, Vorrang der Konsumgüterproduktion, mit einem Wort eine sozialistische Marktwirtschaft nach ungarischem Muster (wo sie freilich auch erst nach zwölf Jahren Terror zum Zuge kam).

Dazu kommen Westhandel und Abrüstung, mithin Entspannungspolitik und

Liberalisierung, Rückzug von unhaltbaren Außenpositionen und Konzentration aller Kräfte Rußlands auf die inneren Aufgaben – mit allen Risiken für Rußlands Weltgeltung wie für das Machtmonopol der Funktionäre, die eines Tages womöglich weniger verdienen würden als ein fleißiger Schweinezüchter und schließlich abdanken müßten wie die Warschauer Genossen.

Dagegen steht das neostalinistische Programm, mit patriotischen Appellen und der Furcht vor Strafe Arbeitsfleiß zu erzwingen, weiteren Konsumverzicht zu fordern, die altmodische unrentable Kriegswirtschaft beizubehalten und alle Mittel in die Schwerindustrie zu stecken, auf Westimporte zu verzichten und das Reich nach außen hin abzuschotten. Durchzuführen ist das nur mit wieder verstärktem Terror der Geheimpolizei und in einer Atmosphäre von Kriegsfurcht, nach dem Motto: Wir leben in einer belagerten Festung.

Solch Rückfall in die Vergangenheit ist auch unter einem Parteichef Andropow nicht ganz auszuschließen. Die Propaganda, beflügelt vom Konfrontationskurs der Reagan-Regierung in Amerika, heizt Stimmen an, sich von den halbherzigen Versuchen einer Öffnung nach Westen abzuwenden, auf die aussichtslosen Abrüstungsverhandlungen zu verzichten, die landfremden Ziele von höherem Lebensstandard und Menschenrechten aufzugeben und den „Gürtel enger zu schnallen“.

Unter Militärs und Bürokraten, beim bedürftigen Mittelstand und auch im desorientierten Volk wächst das Verlangen

nach Rußlands althergebrachten Werten, wie sie in den Augen vieler unter Stalin herrschten: strenge Ordnung, Abkehr von materiellen Lebensinhalten zugunsten vaterländischer Ideale, Isolierung wider den zersetzenden Geist des Westens.

„Was haben wir für Unfreiheit erlebt, doch wieviel Ruhm fiel auf uns“, reimte Dichter Jewtuschenko. Das Wirtschaftsargument der Patrioten: In der Weltwirtschaftskrise 1929/30 hatte die Sowjet-Union, der damals einzige sozialistische Staat, höchste Wachstumsraten, weil sie sich dem kapitalistischen Markt verschloß und Stalin die Bauern mit Gewalt in die Fabriken trieb.

Reagans Raketenrasseln hat in Moskauer Sicht durchaus auch eine förderliche Funktion – es stabilisiert das Sowjet-Gefüge, wo Entspannungsträume und verlockende Kredite eher als Sprengstoff denn als Hilfe angesehen werden. Die Reaktionäre der Sowjet-Union fühlen sich in der Abgrenzung sicherer, sie fürchten nichts mehr als die Herausforderung durch die Ideen des Westens.

Gleich nach Helsinki, aus Anlaß von Stalins 96. Geburtstag, hatte Parteihistoriker Suworow, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in der „Prawda“ das konservative Programm vorgelegt: Er forderte die „ökonomische Unabhängigkeit vom kapitalistischen Weltsystem“: die Sowjetwirtschaft dürfe nicht über ihre Verhältnisse leben, sie verfüge selbst über alles, was sie für ihre Weiterentwicklung brauche (die Ernten reichten damals schon nicht), die Rüstung müsse Priorität genießen.

Mit solcher Wirtschaftspolitik lassen sich dann auch die Lücken in der eigenen Ökonomie schließen: Der Rüstungsaufwand könnte sich rentieren, falls damit wirksam politischer Druck ausgeübt würde, der neue Energie-Ressourcen öffnet oder Beiträge aus der laufenden Produktion höher entwickelter Länder erlaubt.

Der hilflose Breschnew offerierte den Militärs in seiner Abschiedsrede am 27. Oktober eine berufsspezifische Perspektive, die sie offenbar hatten hören wollen: „Ihnen allein“, erklärte er den höchsten Rängen der Sowjetarmee, „steht noch große Arbeit, stehen neue Manöver und Feldzüge bevor.“

Er hatte der Armee, der nationaler Aufbruch allemal behagt, alles zur Verfügung gestellt, was sie sich wünschte, bis hin zu modernen Uniformen sowie kräftigen Solderhöhungen, er hat mehr Armeegeneräle ernannt als Stalin.

Breschnew, der Generalmajor des letzten Weltkrieges, übernahm selbst den Vorsitz im „Verteidigungsrat“, ließ sich zum Marschall machen und nahm den Verteidigungsminister ins Politbüro auf.

Die Militärs hatten nach Helsinki gefordert, daß die mit der KSZE verbundenen Risiken durch die militärische Überlegenheit des sozialistischen Lagers über die feindlichen Hauptmächte kompensiert werden müßten. Der erste, der den Marschällen widersprach, war der damalige Geheimpolizeichef Andropow:

Eine Politik der Stärke sei „gefährlich für alle“, ein Atomkrieg habe „katastrophale“ Folgen, eine Verzögerung des Entspannungsprozesses „und erst recht ein Zurückgleiten“ könnte eine sinnlose Vergeudung von Mitteln und eine „gefährliche Zuspitzung der internationalen Lage“ zur Folge haben, schrieb Andropow in einem Aufsatz.

Er konnte es sich wohl leisten, sich den Militärs zu widersetzen. Bei der Armee sicher nicht beliebt (er führte seit 1976 den hohen Rang eines Armeegenerals, obwohl er nie gedient hat), verfügte Andropow über alle Dossiers der Offiziere, ein Spitzelnetz („Sonder-Abteilung“) bis in jede Kompanie und auch noch Grenzschutztruppen von 300 000 Mann.

Die sowjetische Kriegsenzyklopädie von 1976, zweiter Band, Seite 253, belehrte – und beruhigte – alle Rüstungsfanatiker, daß „die sowjetische Militärdoktrin ... ein Aktionsprogramm zur Sicherung der militärtechnischen Überlegenheit über die Streitkräfte potentieller Gegner liefert“.

Auf dem 26. Parteitag der KPdSU im Februar 1981 korrigierte Breschnew in verbindlicher Parteitagssrede den Moskauer Standpunkt im Sinne Andropows: „Wir strebten und streben keine Überlegenheit über die andere Seite an. Das ist nicht unsere Politik ... Der Versuch, einander im Wettrüsten zu übertreffen

und auf den Sieg in einem Atomkrieg zu rechnen, ist gefährlicher Wahnsinn.“

Marschall Ogarkow, als Generalstabschef der höchste Berufsoffizier der Sowjetstreitkräfte, widersprach im Juli zwar in der Zeitschrift „Kommunist“ – und wurde von seinem Minister Ustinow in der „Prawda“ korrigiert. Breschnew verkündete im Juni 1982 sogar den sowjetischen Verzicht auf den atomaren Erstschatz.

Mit Ogarkow und seinen Anhängern aber werden Breschnews Nachfolger noch zu tun haben. Der Pionieroffizier, geboren 1917 und der Partei erst nach dem Sowjetsieg von 1945 beigetreten, ist ein Sprecher der Sowjet-Falken.

Die „Troika“ Andropow-Tschernenko-Ustinow, seit Jahren schon in Breschnews nächster Nähe, trieb in der letzten Zeit, als der Chef kaum noch repräsentieren konnte, wohl schon die Politik an

Reform, mit Konzessionen an die Rechten.

Der neue Chefpolizist Fedortschuk zog die Zügel an, zersprengte die letzten Dissidenten, unternahm zur Abschreckung willkürliche Haussuchungen in allen Moskauer Stadtteilen, beschattete Ausländer und ließ am 10. September die automatischen Telefon-Verbindungen in den Westen kappen.

Doch der ZK-Abgesandte Sagladin rehabilitierte Italiens KP, die bestritten hatte, daß die UdSSR noch ein Vorbild sei und dafür vom alten Chefideologen Suslow drei Tage vor seinem Tod exkommuniziert worden war.

Die neuen Männer um Andropow, Realisten, suchen wohl kaum Siege über den Westen, eher Annäherung.

Ost-Kenner Henry Kissinger rechnet sogar mit neuen Friedensoffensiven, weil das Sowjetreich auf Monate oder Jahre



**Aufgebahrter Breschnew:** „Wer weiß, was nach ihm kommt“

seiner Stelle. Mit Variationen, die Aufsehen erregten.

Im Frühjahr arrangierten die drei einen Theaterbesuch des halben Politbüros mit Breschnew an der Spitze, der damit die Richtung sozusagen testamentarisch kundtat: Sie sahen sich demonstrativ ein Stück an, das Lenins Neue Ökonomische Politik (Nep) einer sozialistischen Marktwirtschaft nach 1921 propagierte.

Da verurteilte ein Bühnen-Lenin Stalin und warb für eine Liberalisierung des Handels mit einem Zitat des echten Lenin: „Nur von diesem Weg nicht abweichen! So werden wir siegen!“

In der „Prawda“ erschien ein Artikel, der ungarische Errungenschaften pries: Rentabilität der Betriebe, bessere Versorgung der Konsumenten, persönliche Verantwortung der Bauern für ihre Produktion, Selbstbewußtsein der Arbeiter. Der Kurs war klar, die Richtung hieß

mit Führungsproblemen zu ringen habe und eine „Atempause von internationalen Abenteuern“ brauche. Afghanische Partisanenführer hoffen, Breschnews Tod könne den Kream zum Abzug aus Afghanistan bringen.

Doch Kissinger hält auch nicht für ausgeschlossen, daß die Marschälle durch die in Libanon zutage tretende Unterlegenheit konventioneller Sowjetwaffen in Versuchung geführt werden könnten, ihre Militärmacht auch anzuwenden, solange diese nicht obsolet geworden ist – innerhalb von acht oder zehn Jahren. Kissinger rät zu einer Friedenspolitik auch der USA.

So scheint denn die „Kontinuität“ des Breschnew-Nachfolgers und seiner Mannschaft beide Entwicklungsmöglichkeiten des ebenso bombastischen wie zerbrechlichen Systems offen zu lassen – vieles hängt; wie zur Breschnew-Zeit, vom Westen ab.